



INDIA  
PLACE

LESEPROBE

Wilde Träume

SAMANTHA YOUNG



ullstein

# Kapitel 1

*Edinburgh*  
Oktober

**A**n meinem ersten Arbeitstag als Lehrerin, als ich auf die Kopfsteinpflasterstraßen von Edinburgh hinausgetreten war, hatte ich mir etwas geschworen: Ich wollte alles tun, um einen persönlichen Zugang zu meinen Schülern zu finden.

Auch wenn das hieß, dass ich sie – und mich – mit meinen miserablen zeichnerischen Fähigkeiten in Verlegenheit brachte.

Ich nahm die Folie mit meinen stümperhaften Illustrationen vom Projektor und legte eine neue hin, auf der zwei Sätze standen.

Dann ließ ich den Blick über meine kleine, aus sechs Erwachsenen zwischen vierundzwanzig und zweiundfünfzig Jahren bestehende Klasse schweifen und lächelte schief. »So leid es mir auch tut, Ihnen meine genialen künstlerischen Fähigkeiten vorzuenthalten – ich glaube, es ist besser, wenn ich die Folie verschwinden lasse.«

Portia, mit zweiundfünfzig meine älteste Schülerin, grinste breit. Sie hatte immer gute Laune, mit der sie die oftmals angespannte Atmosphäre in dem kleinen Klassenzimmer auflockerte. Auch Duncan, ein dreiunddreißigjähriger Mechaniker, ließ ein belustigtes Schnauben hören, doch die übrigen vier in der Klasse starrten mich lediglich mit fast schreckhaft geweiteten Augen an, als wäre alles, was ich sagte und tat, ein Test für sie.

»Jetzt, wo Sie sich die Worte aus dem Sichtwortschatz eingepägt und dank meiner bescheidenen Zeichenversuche hoffentlich auch in ihrer Bedeutung verstanden haben, sollen Sie sich mit ihrem Gebrauch in alltäglichen Sätzen vertraut machen. Für den Rest der heutigen Stunde möchte ich Sie bitten, jeden dieser beiden Sätze zehnmal abzuschreiben.« Ich beobachtete, wie die vierundzwanzigjährige Lorraine, eine ungeduldige und reizbare Schülerin, auf ihrer Unterlippe kaute. Ich wollte mir lieber nicht ausmalen, was sie ihrer Lippe antun würde, wenn sie erst meine nächste Aufgabe zu hören bekam. »Ich habe hier zwei kleine Büchlein für Sie. In dem einen stehen einzelne Wortbilder, im anderen ganze Sätze, die aus diesen Wortbildern zusammengesetzt werden können. Bitte suchen Sie sich als Hausaufgabe zehn dieser Sätze aus, die Sie dann jeweils zehnmal aufschreiben. Bitte bringen Sie die Hausaufgaben nächste Woche zum Unterricht mit.«

Lorraine wurde blass, und prompt zog sich mein Herz vor Mitgefühl zusammen. Lorraine war ein Paradebeispiel dafür, weshalb ich mich entschieden hatte, ehrenamtlich einen Erwachsenen-Alphabetisierungskurs im örtlichen Gemeindezentrum zu leiten. Einige Leute – wie zum Beispiel meine Freundin Suzanne – waren der Ansicht, ich könne nicht ganz richtig im Kopf sein, wenn ich während meines Referendariats als Englischlehrerin an einer Highschool in meiner Freizeit noch zusätzliche Kurse unterrichtete – und das ohne Bezahlung. Vielleicht hatten diese Leute recht, mein Arbeitspensum für die Schule war hoch, aber immerhin konnte ich mir den Alphabetisierungskurs mit einer anderen Lehrkraft teilen, so dass ich nur einen Abend pro Woche dafür opfern musste. Außerdem gab mir meine ehrenamtliche Arbeit endlich mal das Gefühl, etwas Sinnvolles zu leisten. Den Nutzen meiner Arbeit an der Schule

zu erkennen fiel mir da oft wesentlich schwerer. Ich ahnte, dass ich noch häufiger während meines Berufslebens das Gefühl haben würde, trotz bester Bemühungen nicht das Geringste ausrichten zu können. Bei meiner Arbeit als Ehrenamtliche hingegen erfuhr ich diese Genugtuung jeden Tag. Die Erwachsenen, die ich unterrichtete, waren größtenteils arbeitslos, mit Ausnahme von Portia und Duncan. Duncan war von seinem Arbeitgeber dazu aufgefordert worden, seine Lese- und Schreibfertigkeiten zu verbessern. Und Portia, die sich bisher mit rudimentären Kenntnissen im Lesen und Rechnen durchgeschlagen hatte, war eines Tages zu dem Schluss gekommen, dass sie sich damit nicht länger zufriedengeben wollte. Den anderen jedoch fiel es aufgrund ihrer mangelnden Sprach- und Kommunikationsfertigkeiten schwer, einen Job zu behalten.

Natürlich war mir klar, dass Analphabetismus in diesem Land nach wie vor ein großes Problem darstellte, aber da ich selbst aus einer Akademikerfamilie kam und leidenschaftlich gern las, hatte ich mich bislang noch nie näher mit dem Thema auseinandergesetzt. Bis zum vergangenen Jahr.

Während meiner Lehrerausbildung hatte ich ein Erlebnis gehabt, das mir auf ewig im Gedächtnis bleiben würde: Während eines Gesprächs mit dem Vater eines Schülers merkte ich, wie dieser plötzlich ganz nervös wurde, nachdem ich ihn gebeten hatte, sich die Schularbeiten seines Sohnes anzusehen. Ihm brach buchstäblich der Schweiß aus, bis er schließlich mit stockender Stimme gestand, dass er sie nicht lesen könne. Und als er zuvor eine Einverständniserklärung unterschreiben sollte, damit seine Tochter mit der Klasse eine Theateraufführung von *Was ihr wollt* besuchen konnte, hatte er mit zitternder Hand einen völlig unleserlichen Schnörkel aufs Papier gekritzelt.

Seine Angst und Scham gingen mir sehr nahe. Ich hatte Tränen in den Augen, so sehr bedauerte ich den Mann – ein erwachsener Mann, der sich beim Anblick von ein paar Wörtern auf einem Blatt Papier völlig verloren und hilflos fühlte. Es war hart, seinen inneren Kampf miterleben zu müssen, und noch am selben Abend informierte ich mich über Alphabetisierungskurse in meiner näheren Umgebung. Ich schickte ein paar Anfragen los, und etwa einen Monat später erhielt ich Antwort vom St. Stephen's Centre, dem Gemeindezentrum meines Bezirks. Dort hatte gerade einer der Ehrenamtlichen aufgehört.

Obwohl meine Schüler zunächst ein wenig verhalten auf eine Lehrerin reagierten, die jünger war als sie selbst, bekam ich mit der Zeit doch das Gefühl, dass wir Fortschritte machten.

»Hannah, Ihr Kopf verdeckt das Wort zwischen ›wachsen‹ und ›kalt‹«, bemerkte Duncan schelmisch.

»Ist das eine höfliche Art, mir zu sagen, dass ich einen dicken Kopf habe?«, fragte ich und trat zur Seite, damit alle die Folie sehen konnten.

Er grinste. »Nee, ist schon ganz hübsch, Ihr Kopf.«

»Danke. Den habe ich mir ganz alleine wachsen lassen«, gab ich scherzhaft zurück.

Duncan stöhnte über den lahmen Witz, aber seine Augen funkelten belustigt, während Portia hinter ihm kicherte.

Schmunzelnd betrachtete ich die tief über ihre Hefte gebeugten Köpfe meiner Schüler. Die Bleistifte bewegten sich mit sehr unterschiedlicher Geschwindigkeit: Einige gruben mit quälender Langsamkeit Druckbuchstaben ins Papier, andere glitten halbwegs flüssig über die Linien. Aber bei Lorraine verging mir das Schmunzeln. Sie sah sich immer wieder nach den anderen um. Es schien sie re-

gelrecht in Panik zu versetzen, dass die anderen so sehr in ihre Arbeit versunken waren.

Als sie merkte, wie ich sie beobachtete, machte sie ein finsternes Gesicht, ehe sie sich wieder ihrem Schreibblock widmete.

Ich hatte das ungute Gefühl, dass ich langsam den Draht zu ihr verlor.

Sobald ich das Ende der Stunde verkündet hatte, ging ich zu ihr, ehe sie entweichen konnte. »Können Sie noch kurz dableiben?«

Sie kniff die Augen zusammen und leckte sich nervös über die Lippen. »Hm. Wieso denn?«

»Bitte.«

Sie gab keine Antwort, blieb aber sitzen. Immerhin etwas.

»Danke für die Stunde heute Abend, Hannah!«, rief Portia mir zu. Ihre Stimme schallte so weit, dass man sie vermutlich noch am Empfang hören konnte. Im Unterricht sprach ich immer ein bisschen lauter als gewöhnlich, weil ich den Verdacht hatte, dass Portia schlecht hörte, es aber nicht zugeben wollte. Sie war eine glamouröse Frau, die entweder von unglaublich guten Genen oder einer unglaublich guten Anti-Aging-Creme profitierte. In jedem Fall konnte man sehen, dass sie großen Wert auf ihr Äußeres legte. Einzugestehen, dass sie nicht lesen und schreiben konnte, war eine Sache – aber ihre Schwerhörigkeit zuzugeben hätte bedeutet, ihr wahres Alter zu verraten, und sie wollte bestimmt nicht, dass irgendjemand sie für älter hielt, als sie sich fühlte.

»Gern geschehen!«, rief ich freundlich zurück. Ich lächelte und winkte zum Abschied, als auch die anderen sich bei mir bedankten und gingen.

Dann wandte ich mich wieder Lorraine zu. Es überraschte mich nicht, dass sie die Arme vor der Brust ver-

schränkte und fauchte: »Hat doch sowieso keinen Sinn, wenn ich bleibe. Ich bin durch mit dem Scheiß hier.«

»Ich hatte schon geahnt, dass Sie so was sagen würden.«

Sie verdrehte die Augen. »Und wenn? Ist mir auch egal.« Mit diesen Worten strebte sie in Richtung Tür.

»Wenn Sie den Kurs jetzt hinschmeißen, stehen Sie wieder bei null. Dann sind Sie auf dem Arbeitsmarkt nicht vermittelbar.«

»Putzen gehen kann ich auch so.«

»Wollen Sie das denn?«

Lorraine fuhr herum. Ihre Augen spuckten Feuer. »Warum denn nicht? Ist das etwa nicht gut genug für Sie? Klar, Sie wären sich garantiert zu fein, um putzen zu gehen. Man braucht Sie ja bloß anzuschauen – was haben Sie schon für eine Ahnung, wie das ist, sich jeden Tag abzurackern? Nie Kohle zu haben? Und Sie sagen mir, dass ich was lernen soll? Das ist doch Verarsche.«

Nach außen hin ruhig, betrachtete ich Lorraines dunkle, dünne, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haare, ihr billiges Make-up, die zerknitterten Discounter-Kleider und ihre dünne Regenjacke. Schließlich fiel mein Blick auf ihre abgewetzten, ausgetretenen Stiefel, in denen sie schon so manchen harten Tag hinter sich gebracht haben musste.

Lorraine war nur zwei Jahre älter als ich, aber in ihren Augen lag eine Härte, die sie viel älter erscheinen ließ. Ich wusste nichts über ihr Leben – ich wusste nur, dass sie unsicher war und Angst hatte und dass sie diese Angst nun an mir ausließ.

Wer weiß? Vielleicht passte es ihr auch nicht, wie ich mich ausdrückte, wie ich aussah, wie ich mich kleidete oder wie ich auftrat. Ich war gebildet. Ich war selbstbewusst. Sie nicht. Manchmal reichte das, um jemanden gegen sich aufzubringen. War ich die Falsche, um Lorraine zu unterricht-

ten? Vielleicht. Aber so schnell wollte ich die Flinte nicht ins Korn werfen.

»Es gibt unterschiedliche Arten von harter Arbeit, Lorraine«, sagte ich leise. Ich wählte ganz bewusst einen Tonfall, der nicht zu freundlich war, damit sie sich nicht von oben herab behandelt fühlte. »Die Reinigungskräfte in der Schule, wo ich arbeite, schufteten wie verrückt, um hinter den Schülern sauberzumachen.« Ich zog die Nase kraus. »Ich will nicht mal darüber nachdenken, was die so alles auf den Jungstoiletten finden. Aber ich schufte auch wie verrückt, um denselben Kids was beizubringen – ich bereite Stunden vor, korrigiere stapelweise Klassenarbeiten, auch abends und am Wochenende, ich gebe mein eigenes Geld für Lehrmittel aus, weil sie im Etat der Schule nicht vorgesehen sind, und ich bereite auch die Stunden für diesen Kurs hier vor, und zwar ohne Bezahlung. Ich weiß, was es heißt, hart zu arbeiten. Sicher, was ich mache, ist körperlich nicht so anstrengend wie Putzen, aber geistig schon.« Ich machte einen Schritt auf sie zu. »Sie sind harte körperliche Arbeit gewohnt, Lorraine. Das hier« – ich zeigte auf die Tafel – »ist komplettes Neuland für Sie. Das verstehe ich. Aber genau deswegen bin ich ja hier. Ich bin hier, um Ihnen Lesen und Schreiben beizubringen, damit Sie sich auf einen Job bewerben können, den Sie wirklich wollen. Wenn Sie ewig weiter putzen gehen wollten, wären Sie nicht hier. Obwohl ich, ganz nebenbei bemerkt, finde, dass man auch für einen Putzjob lesen und schreiben können sollte. Man muss zum Beispiel Bewerbungen schreiben oder Anweisungen vom Arbeitgeber lesen können ...« Ich sah, wie sie die Lippen zusammenkniff, und kam auf mein ursprüngliches Thema zurück. »Sie mögen mich nicht? In Ordnung. Damit kann ich leben. Sie müssen mich nicht mögen. Sie sollen mir bloß glauben, dass ich nicht hier bin,



um Sie zu quälen oder bloßzustellen. Ich bin hier, um Ihnen etwas beizubringen. Und um von mir zu lernen, müssen Sie mich nicht mögen. Sie müssen nur sich selbst genug mögen, um daran zu glauben, dass es Ihr gutes Recht ist, mehr vom Leben zu verlangen.«

Schweigen trat ein.

Lorraine hatte die Schultern fast bis zu den Ohren hochgezogen. Nun sackten sie herab.

»Wollen Sie das versuchen?« Ich ließ nicht locker.

Lorraine schluckte, bevor sie einmal abgehackt nickte.

»Das heißt, wir sehen uns nächste Woche?«

»Hm.«

Ich seufzte innerlich und merkte, wie die Anspannung von mir abfiel. »Wenn ich mir irgendwas von Ihnen ansehen soll oder Sie gerne mal eine Einzelstunde haben möchten, dann sagen Sie einfach Bescheid. Es gibt hier in der Klasse keinen, der Sie scheitern sehen will. Sie sitzen alle im selben Boot. Die anderen verstehen das, auch wenn Sie denken, dass ich es nicht verstehe.«

»Ja, ja, schon gut.« Erneut verdrehte sie die Augen, bevor sie auf dem Absatz kehrtmachte und ging. »Machen Sie mal keinen Aufstand.«

Zugegeben, manchmal war es haargenau so wie in der Schule.

Schmunzelnd packte ich meine Sachen zusammen und machte mich auf den Weg. Ich knipste das Licht im Klassenraum aus und nickte. Wenn ich am Ende des Tages aus einer Klasse ging, wollte ich jedes Mal das Gefühl haben, einen Schritt weitergekommen zu sein – und mit mir diejenigen, die ich unterrichtete. Manchmal allerdings war ich einfach nur müde und gestresst.

Heute Abend hatte ich das Gefühl, dass Lorraine und ich einen Schritt weitergekommen waren.